

Im Tannenduft.

Junge Herzen.

Novelle von **E. Merk.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Bruno hatte keine Ahnung, was in der Seele seines Vaters vorging, er sah nur, daß tiefe Schatten unter dessen Augen lagen, und fühlte sich unwillkürlich beruhigt und besänftigt von dem schmerzlich-liebevollen Blick, dem er begegnete.

„Siehst du, Bruno," sagte der General, „das arme Kind, das ich gestern regungslos und totenblaß in den Armen gehalten, hat mir heute mit einem rührenden, schwachen Stimmchen zugeflüstert: „Grüßen Sie mir Ihren Sohn!" Es lag so viel in dieser Bitte: ihr ganzes Leid, die ganze, scheue Sehnsucht ihres jungen Herzens. Ich habe ihr versprochen, daß sie mir vertrauen dürfe. Ich will ihr mein Wort halten, Bruno, aber du mußt es mir nicht durch eine vorschnelle That unmöglich machen. Das Glück läßt sich nicht gewaltsam ertrotzen; es fordert Opfer. Bringe du das kleine wenigstens, deinen Haß zu unterdrücken. Deine Hand darauf, daß du jenem Manne aus dem Wege bleiben wirst! Geduld, Geduld, nur einen Tag!"

Einen Moment zögerte Bruno; dann schlug er ein. Es war etwas in dem Wesen des Vaters, was ihn mächtig bezwang.

„Bis morgen also, Vater! Aber Nachricht will ich haben von Martha, und die Wahrheit muß an den Tag, auch wenn ich heute noch schweige." . . .

Das Haupt des Generals sank tief auf die Brust herab, sobald er allein war, und er seufzte wieder schwer auf. „Das Glück fordert Opfer," hatte er gesagt; er wußte wohl, daß das größte er selber zu bringen hatte.

Eine schwere Verantwortung, eine schwere Sorgenlast wälzte sich auf seine Schultern mit dieser Liebe seines Sohnes. Er wußte, daß es nicht so leicht ist, eine Familie zu erhalten, wie Bruno es sich dachte; deswegen mußte der Vater Vernunft haben und an die Zukunft denken für ihn und Martha.

Und doch war in diesen letzten Wochen sein eigenes Herz wieder so jung gewesen, so voll von Hoffnungen und Wünschen. Er hatte die Arme ausbreiten wollen nach dem Weibe, das er mit tausend Entsagungsschmerzen geliebt, jahrelang; und nun? —

Nun kam die Jugend und forderte ihr Recht und schien ihm zuzurufen: „Was willst du noch von Glück mit deinen grauen Haaren? Für uns nur ist die Liebe und der Sonnenschein!“

Draußen war ein so goldener, lichter Tag; aber der General trat nicht hinaus unter die leise im Ostwind rauschenden Bäume. Er mußte ganz allein sein in seinen vier Wänden, ringen mit sich selber, in einem schweren Kampf zwischen der Liebe zu seinem Sohn und seiner lebenslangen, nie gestillten Sehnsucht nach Lea, in deren Ohr er endlich, endlich das Wort hatte flüstern wollen: „Mein Weib, mein Weib!“

Bis tief in die Nacht hinein brannte die Lampe im Zimmer des Generals, und er schritt ruhelos auf und ab.

J. Constans,
französischer Botschafter in Konstantinopel.
(S. 411)

Der Diener, der zu Lea geschickt worden war, brachte die Nachricht: Fräulein Martha schlafe seit Stunden fest und fieberlos; der Arzt hoffe, sie würde gesund erwachen. Der Bräutigam sei, da seine Zeit so sehr kurz bemessen gewesen, wieder in die Stadt zurückgefahren und würde erst am nächsten Sonntage wieder herauskommen. . . .

Bruno hatte ungeduldig den Morgen erwartet, und als der General aus dem Hause trat, folgte er ihm mit einer fieberhaften Spannung in den Augen.

Schweigend schritten die beiden Männer dahin, auf das Häuschen unter dem Hügel zu. Erst als sie an die Brücke kamen, blieb der General stehen und bat den Sohn, ihn hier zu erwarten.

Lea erriet es an der Miene des alten Freundes, daß diese Stunde eine Entscheidung bringen würde, und mit klopfendem Herzen bot sie ihm einen Stuhl. Aber eine wilde Enttäuschung, die sie kaum zu verbergen vermochte, bemächtigte sich ihrer, als der General begann: „Ich komme, um mit Ihnen über Marthas Zukunft zu sprechen. Sie müssen dieser unseligen Verlobung ein Ende machen, liebe Freundin.“

Lea schüttelte ungeduldig, in zorniger Erregung das dunkle Haupt. „Was haben Sie gegen den Direktor, Herr General?“ fragte sie, fest entschlossen, an dieser Brautschaft nicht rütteln zu lassen, allen Einwendungen ihres Gewissens zum Trotz.

„Ich persönlich? O, ich habe eine instinktive Abneigung gegen sein Heuchlergesicht und habe deshalb Marthas Verlobung überhaupt nicht begreifen können. Aber es handelt sich ja hier nicht um meinen Geschmack. Die Hauptsache ist: Martha liebt den Mann nicht. Sie erschrak zu Tode, als sie nur seine Stimme hörte.“

„Warum gab sie ihm dann ihr Wort, zu dem niemand sie zwang?“ fuhr Lea unwillig auf. „Welches Recht hätte ich, diesen Schritt rückgängig zu machen, welchen Grund, den Direktor derartig vor den Kopf zu stoßen? Er hat eine glänzende Stellung; er ist ein liebenswürdiger, vorzüglicher Mensch —“

„Ein vorzüglicher Mensch?“ fragte der General. „Er ist ein herzloser Streber, ein Intrigant, der nur emporkommen, sich eine Position verschaffen will in der Gesellschaft, und der sich das Jawort Ihrer Tochter — erschwindelt hat!“

Leas Wangen röteten sich, ihre Augen blitzten unwillig. Dieser Angriff gegen Klemens schien ihr wie ein Vorwurf gegen sie selbst, die dessen Neigung stets befürwortet hatte.

„Das sind starke Worte, Herr General!“ rief sie.

„Die ich nicht zurücknehme, die ich Ihnen beweisen werde. Dieser Mann wußte, daß Ihre Tochter einen anderen liebte, und er hat eine förmliche Komödie in Scene gesetzt, um Marthas Vertrauen zu jenem anderen zu erschüttern; er hat eine kleine Schauspielerin zu gewinnen gewußt, die ihn küssen mußte, gerade in dem Moment, da er Martha als Zuschauerin zu der Stelle führte. Wir können Ihnen die Zeugin holen, gnädige Frau, wenn Sie es wünschen. Jener andere aber, dem das Herz Ihrer Tochter gehörte, der sie liebt mit der vollen Wärme seiner vierundzwanzig Jahre — es ist mein Sohn!“

Er hatte die letzten Worte sehr weich und bittend gesprochen, aber das Gesicht der schönen Frau ward nur düsterer und trotziger. Da war denn nun die Stunde, die sie vorhergesehen, die sie mit Gewalt hintanzuhalten versucht hatte. Aber sie wollte nicht nachgeben. Sie wollte sich wehren mit eigensinniger Kraft gegen diese Neigung.

„Ihr Sohn — ich bitte Sie, Herr General! Der junge Mensch? Sie sind ja beide Kinder — Kinder, die nicht wissen, was sie wollen.“

„Und dennoch glaube ich, es ist ihnen beiden sehr ernst mit ihrer Liebe. Hat Martha es nicht bewiesen? Mein Sohn aber — ach, Lea, als er mir gestern sein Herz ausschüttete, wie habe ich ihn beneidet um seinen bedingungslosen Glauben an das Glück, um seinen liebestrunkenen Idealismus! Ein wildes Verlangen ist über mich gekommen, nur einmal, nur eine Stunde lang noch jung und toll zu sein wie er und mit der rückhaltlosen Glut, die er noch besitzt, ein Weib in die Arme schließen zu dürfen! Vorüber auf immer! O Gott, Lea, warum sind wir beide uns nicht begegnet, als wir noch frei waren und so reichen Herzens wie heute unsere Kinder; als keine ernste Pflicht hinter uns stand, die uns mahnte zum Verzicht, zur Entsagung!“

Er hatte ihre Hände gefaßt und drückte erschüttert seine heiße Stirn auf dieselben nieder.

So blieben sie stumm einige Minuten lang, und in Leas Herzen glomm wieder leise Hoffnung empor, daß dennoch sie, die alte Liebe, den Sieg davontragen würde. Aber der General hob die Augen mit einem schmerzlichen Ernst, der sie mitergriff. „Bis gestern habe ich gehofft, Lea, daß ich einmal hier bei Ihnen sitzen und das Höchste, das Liebste von Ihnen erbitten dürfte, für mich selbst,“ sagte er leise. „Zum zweitenmal habe ich in einem schweren Kampf diesen heißen, nie erstorbenen Wunsch in mir niederringen müssen; aber ich habe mich durchgekämpft zu der Erkenntnis, daß wir zurücktreten müssen, um dem Glücke dieser beiden jungen Menschen nicht im Wege zu stehen. So ist es denn heute nur der alte Freund, der vor Sie tritt als ein Bittender; aber er bittet als Vater; bittet Sie um Ihr Kind, für seinen Sohn.“

Sie sah ihm in das traurige Gesicht mit heißen, vorwurfsvollen Augen. Wenn auch ihre Lippen schwiegen, ihr Blick sagte ja doch deutlich genug: „Warum? Warum sollen wir entsagen? Ich will nicht! Will kein Opfer bringen!“

„Glauben Sie mir, Lea, es ist mir nicht leicht geworden, diesen Entschluß zu fassen,“ fuhr er fort. „Aber es ist etwas so Schönes, Heiliges um die Frische eines Menschenherzens, um junge Liebe, junge Herzen! Wir dürfen den beiden ihr Glück nicht verkümmern, die uns so nahe stehen! Es sind ja unsere Kinder, unsere beiden Kinder, Lea!“

Er hatte im Garten Marthas Stimme gehört, und nun nahm er die Hand der noch immer düster schweigenden Frau und zog sie an das Fenster. Nebeneinander blickten sie hinab in das sonnige Grün. Man hatte das blasse Mädchen ins Freie geführt, und sie saß mitten in dem ländlichen Gärtchen mit den bunt durcheinander wuchernden Malven und Buschnelken und Königskerzen. Ein Bauernkind hatte Hände voll Wiesenblumen gepflückt und streute sie ihr in den Schoß. Es war wie ein Bild des Frühlings, wie sie da unten saß in ihrem weißen Morgenkleid, mit den lang herabhängenden blonden Zöpfen, dem leise zitternden Blätterschatten, den Sonnenlichtern über ihrer hellen Gestalt und dem weichen Lächeln der Genesenden auf den Lippen.

„Wenn sie Ihnen nun entrissen worden wäre, Lea?“ sagte der General leise. „Wenn Sie dieses Lächeln nie wieder gesehen hätten und heute schon an einem Grabe knieen müßten?“

Wieder flog der eisige Schauer über Leas Glieder; sie dachte an jene nächtlichen Stunden einsamer Angst und drückte plötzlich mit einem Aufschluchzen ihr Gesicht in die Hände. Sie war ergriffen, erschüttert, gerührt. In ihrer schmerzlichen Enttäuschung, in der bitteren Entsagung, die ihr aufgezwungen wurde, regte sich doch wieder ihr besseres Ich, flüsterte leise die Mutterliebe, die vor ihren selbstsüchtigen Wünschen fast verstummt war. Die feierliche Ergriffenheit des Generals, seine warme, große Empfindung trug auch in ihre engere, oberflächlichere Seele einen tiefen Ernst. Zum erstenmal erschien sie sich klein und unwürdig neben dem Manne, der sie so viel heißer liebte, als sie ihn, und der dennoch so viel tapferer verzichtete.

Da er sie weinen sah, wurden auch ihm die Augen feucht: „Die Liebe, die wir nicht ausgelebt haben, sie soll den Kindern zugute kommen, nicht wahr, Lea? Ihnen schenken wir auch unser Glück und bleiben Freunde, wir beide — Freunde bis ans Ende.“

Dann die Weichheit, die ihn übermannen wollte, kräftig abschüttelnd, zog er Lea an den Tisch heran, auf dem ihr Schreibzeug stand, und drückte sie auf den Stuhl nieder.

„Nun vor allem Ihre nächste Pflicht: der Brief an den Direktor. Es ist besser, ihm schriftlich zu sagen, daß Sie ihm im Namen Ihrer Tochter sein Wort zurückgeben; aber lassen Sie nur ordentlich durchblicken, daß man ihn durchschaut hat, damit ihm an der endgültigen Lösung gar kein Zweifel bleibt.“



Professor Dr. Karl v. Liebermeister †
(S. 411)
Nach einer Photographie von J. W. Hornung, Hofphotograph in Tübingen.

Lea setzte sich gehorsam und nahm das Blatt. Sie mußte dem Freunde gehorchen, fast willenlos. Er hatte Macht über die Gemüter, weil er einen großen Sieg über sich selber errungen hatte.

Es war ihm zu Mute, als käme nun der Lohn für das, was er gethan, als er, während Lea schrieb, in das Gärtchen trat zu Martha.

„Kommen Sie ein wenig mit mir, Kind,“ sagte er, ihre Hand auf seinen Arm legend.

Langsam führte er sie zu einem nahen Bänkchen, das von dem Hügel geschützt war vor dem frischen Ostwind, der durch das Thal wehte. Hier duftete es nach Harz, nach Wald, und die Landschaft lag entzückend licht und blau bis an die klaren Berge, über denen kein Wölkchen hing. Die Lebenslust mußte erwachen in dieser wunderbar reinen Luft, unter diesem entzückenden Tannenrauschen, in diesem Sonnenglanz.

„Wie schön es ist!“ sagte Martha mit ernsten

Augen vor sich hin träumend. „Nun erst kann ich Ihnen recht danken, Herr General,“ f… sie mit einem wehmütigen Versuch zu läc… hinzu.

Er sah sie mit zärtlicher Rührung an: „… hoffe, es kommt noch manche Stunde, in … Sie mir zuversichtlicher, heißer und freudiger für das Leben danken, als sie es jetzt thun,“ sagte er. „Und nun eine Bitte, liebe Martha! Mein Sohn möchte Sie gerne begrüßen! Darf er?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt; aber ihre suchenden Augen, ihre heißen Wangen bejahten.

Der General erhob sich und winkte Bruno, der drüben am Ufer auf und ab schritt. Als er auf ihn zu trat, faßte der General die Hand des Sohnes und sagte bewegt: „Ich glaube, mein lieber Junge, heute sind wir endlich quitt geworden. Ich habe geworben für dich. Du darfst es Martha sagen, daß sie wieder frei ist, daß die Mutter ihre Verlobung lösen wird. Nur eines: wenn es noch Auseinandersetzungen mit dem Direktor geben soll, so werde ich sie übernehmen. Und nun geh, Bruno, geh! Dort wartet dein Glück!“

Er wollte kein störender Zeuge sein bei diesem Wiedersehen. Er blieb auf der Brücke stehen und horchte auf den Wellenschlag. Es war ihm, als hörte er in dem Rauschen das Jauchzen junger Herzen, das selige, süße Stammeln junger, glückstrunkener Lippen.

Noch fühlte er ein Zittern in der Brust wie nach einem schweren Kampf; aber ein großer Friede kam allmählich über ihn in dem Bewußtsein, daß er nun alle eigenen Wünsche begraben habe für immer, um künftig nur für die geliebte Jugend zu leben, zu sorgen und zu hoffen.

Ende.

Illustrierte Rundschau.

…nopel, **Jean Antoine Ernest Constans**, der anläßlich des jüngsten, durch die Nachgiebigkeit der Pforte schnell beigelegten französisch-türkischen Konfliktes durch sein energisches Auftreten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, ist am 3. Mai 1833 in Béziers geboren und hatte vor Uebernahme seines wichtigen Botschafterpostens am Goldenen Horn bereits eine thatenreiche Laufbahn als Staatsmann und Diplomat hinter sich. Er war zu wiederholten Malen französischer Minister des Innern und vorübergehend Generalgouverneur von Indochina. Ein wesentliches Verdienst um die Erhaltung der Republik erwarb er sich 1889 durch die rücksichtslose Entschlossenheit, mit der er dem Boulangismus ein Ende machte. — In Tübingen starb einer der bedeutendsten Mediziner, **Professor Dr. Karl v. Liebermeister.** Er war am 2. Februar 1833 in Ronsdorf bei Elberfeld geboren und wurde 1858 Assistenzarzt der medizinischen Klinik in Greifswald. 1860 ging er nach Tübingen, wurde dort 1865 Professor der Pathologie und Therapie und 1871 Direktor der medizinischen Klinik, als welcher er bis an sein Lebensende mit außerordentlichem Erfolge thätig war. Seine hervorragendsten Arbeiten beziehen sich auf die Krankheiten der Leber und der Nieren, auf die Zuckerharnruhr und den Typhus. — Im nordamerikanischen Goldgebiete Klondike, dessen kleinerer Teil zu den Vereinigten Staaten, der größere zu Kanada gehört, ist eine Verschwörung entdeckt worden, an der über dreihundert amerikanische Abenteurer beteiligt sind. Sie nannten sich der „Bund der Mitternachtssonne“ und beabsichtigten, um Mittwinter eine Plünderung der Minen und Banken von Dawson auszuführen und mit dem Raube nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren. Trotz aller Anstrengungen der kanadischen Polizei sind eben die Zustände in dem nordischen Goldlande, wo am Oberlauf des Jukon und seiner Nebenflüsse, besonders am **Klondike** und **Bonanza-Creek**, zahlreiche Goldgräber und Goldwäscher zweifelhaftester Herkunft leben, noch immer sehr unsicher.

Das Aperschnalzen im Salzburgischen.

(Mit Bild auf Seite 412.)

In den salzburgischen Alpengebieten versammeln sich um Neujahr an schönen Nachmittagen die jungen Burschen mit riesigen Peitschen vor dem Dorfe zum Aperschnalzen oder Winterläuten, und bald knallt es wie das Feuer einer Schützenkette. Die zu dieser Knallerei benutzten Peitschen sind bis 5 Meter lang, und ihre Handhabung erfordert ebensoviel Kraft als Gewandtheit. Die Landleute meinen, wenn's Anfang des Jahres tüchtig knallt, giebt's eine gute Ernte.

Die Weihnachtspost für die Leuchtturmwächter.

(Mit Bild auf Seite 413.)

Auch die alten Seebären, welche den Dienst auf den weit draußen auf Klippen oder Sandbänken erbauten Leuchttürmen versehen, wollen ihr Weihnachtsfest haben. Der kleine Küstendampfer, dessen Kurs regelmäßig am Leuchtturm vorüberführt, nimmt daher am Heiligen Abend die Weihnachtspost für die Leuchtturmwächter mit. Diese spähen schon lange nach ihm aus und schicken ihm, sobald er nahe genug ist, ein Boot entgegen, welchem von dem Schiffe aus die Weihnachtspakete mit einem Glückwunsch zugeworfen werden.

Der Weihnachtskarpfen.

Erzählung aus dem Volksleben von **Valentin Fern.**

1.

Meister Rudolf Falb hatte zwar einen harten Winter prophezeit, aber sich wieder einmal gründ-



Goldwäscher am Bonanza-Creek (Klondike).

lich geirrt; ebenso auch andere gute Leute, welche im September den früher als sonst erfolgten Fortzug der Wandervögel beobachtet hatten und danach ihre Prognosen aufstellten. Der Winter brachte jedoch nicht Schnee, Eis und bittere Kälte. Im Gegenteil! Acht Tage vor Weihnachten war es noch so mild, daß die sämtlichen Pelzwarenhändler der guten Sadt N. darüber schier verzweifelten.

Der ehrsame Kürschner Gertig in der Severinstraße hatte erst einen einzigen Muff abgesetzt. „Ein klägliches Weihnachtsgeschäft wird's diesmal," murmelte er seufzend, indem er seine Vorräte betrachtete. „Dies Jahr ist das Pelzgeschäft ganz auf dem Hund."

Er wurde in seinen melancholischen Betrachtungen unterbrochen. Die Ladenthür öffnete sich, und ein schwarz gekleideter Mann mit einer schwarzen Mappe unter dem Arm, die eine Sammelliste enthielt, trat ein. „Herr Gertig," sagte er, „ich erscheine hier im Auftrage des wohlthätigen Frauenvereins. Sie werden doch gewiß wieder bereit sein, zu der Weihnachtsbescherung der armen Kinder ein Scherflein beizutragen."

„Auch das noch!" seufzte der Kürschner, indem er die beinahe leere Kassenschublade herauszog. „Nun, es muß ja wohl sein. Voriges Jahr gab ich drei Mark; diesmal kann ich nur eine Mark opfern. Hier ist mein kleiner Beitrag."

„Wohlthun bringt Zinsen, Herr Gertig," sprach salbungsvoll der Sendbote des Frauenvereins.

„Sollte mich freuen, wenn das einträfe, und die Damen des Komitees zu Weihnachten einige von meinen Muffs kaufen wollten," versetzte Kaspar Gertig.

„Wohnt nicht bei Ihnen der reiche Herr Bertram Himly?"

„Ja, seit dem 1. Oktober. Er hat den ersten Stock gemietet."

„Die Damen vom Vorstand meinten, daß von ihm, einem unserer besten Steuerzahler, vielleicht ein hübscher Beitrag zu erlangen sein würde."

„Hm, es kann sein, es kann auch nicht sein. Himly ist ein etwas wunderlicher und eigensinniger Kauz. Das sage ich Ihnen im Vertrauen, Elsner. Er hat hier in der Stadt arme Verwandte, denen gegenüber er sich sehr schroff verhält."

„Nun, ich will mein Heil bei ihm versuchen."

Der Sendbote des Frauenvereins verließ den



Das Aperschnalzen im Salzburgischen. (S. 411)

Laden des Kürschners und erstieg die Treppe. Oben klingelte er an einer Glasthür. Eine ältliche Haushälterin erschien und fragte nach seinem Begehr. Dann zeigte sie ihm eine Zimmerthür, an welche er klopfte.

Ein barsches „Herein!" erscholl.

Er trat ins Zimmer. Es war ein höchst elegant ausgestattetes großes Gemach. Am Fenster vor dem Mahagonischreibtisch saß auf einem Polsterfessel Bertram Himly, ein stattlicher, ziemlich korpulenter Herr von etwa achtundvierzig Jahren. Er warf die Zeitung, in der er gerade gelesen hatte, auf den Schreibtisch und rief: „Treten Sie näher! Was wünschen Sie?"

„Ich habe hier eine Sammelliste vom Frauenverein. Es handelt sich um die Weihnachtsbescherung für arme Kinder," erklärte Elsner schüchtern.

„Geben Sie her!"

Elsner öffnete die schwarze Mappe und legte sie auf den Schreibtisch. Bertram Himly warf einen flüchtigen Blick hinein, ergriff dann eine Feder und zeichnete einen Beitrag von hundert Mark. Danach überreichte er dem überraschten Boten einen Hundertmarkschein.

„O, das ist ja eine überaus reiche Gabe!" rief Elsner. „Besten Dank dafür im Namen des wohlthätigen Frauenvereins!"

„Habe in meiner Jugend selber viel Armut und Elend ausstehen müssen," sagte der dicke Herr. „Ich weiß es aus eigener Erfahrung, was es heißt, am Weihnachtsabend hungern und frieren zu müssen. Das verbittert das menschliche Herz."

Elsner hielt es für angemessen, nochmals einige Dankesworte zu äußern. Doch Himly winkte abwehrend: „Schon gut! Adieu!"

Der Bote entfernte sich. Unten auf dem Flur traf er wieder mit dem Hauswirt zusammen.

„Nun, hat's oben gelohnt?" fragte Gertig neugierig.

„Ueber alle Erwartung. Der gute Herr besitzt ein wahrhaft edles Gemüt. So viel hat sonst keiner gespendet."

„Was hat er gegeben?"

„Hundert Mark. Ja, solchen Mann muß man hochachten." Mit diesen Worten verließ der Bote des Frauenvereins das Haus.

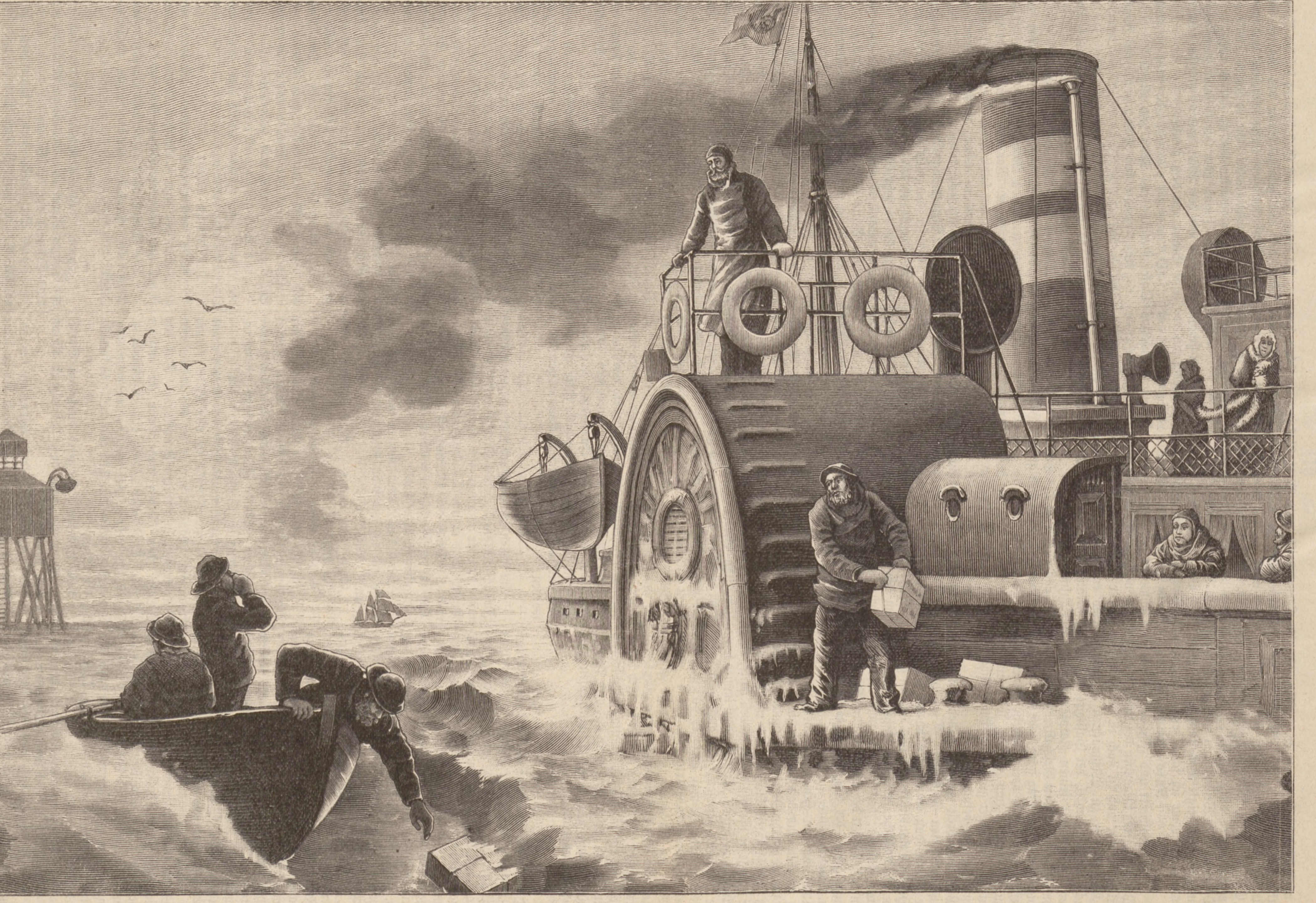
„Das ist doch wirklich sonderbar," murmelte kopfschüttelnd der Kürschner. „So viel Geld spendet er für die Kinder fremder Leute, und für seine Cousine, die arme Witwe Melchert, und deren Tochter, die sich so kümmerlich durchhelfen müssen, hat er keinen Pfennig übrig, trotzdem er ein alter Junggeselle ist, der sich auch nicht mehr zu verheiraten gedenkt, wie es scheint. Unbegreiflich ist mir das."

Nach diesem Selbstgespräch begab er sich in seinen Laden, denn gerade meldete sich ein Kunde, der den Preis einer im Schaufenster ausgelegten kleinen Bettvorlage zu erfahren wünschte.

— — — — — — — — — — — —

Bertram Himly griff wieder nach dem Zeitungsblatt und durchspähte den Inseratenteil.

„Hm, wo stand denn die Anzeige, die mir auffiel, gerade als der Mann mit der Sammel-



Abgabe der Weihnachtspost auf See für die Leuchtturmwächter. (S. 411)

liste mich störte?" brummte er. „Aha, hier ist sie ja!"

Und er las mit sichtlichem Interesse:

„Edelkarpfen. Meinen hochverehrten Freunden und Gönnern die ergebene Anzeige, daß ich am Dienstag vor Weihnachten meinen Teich abfischen lasse. Geneigte Bestellungen auf Weihnachtskarpfen nehme ich schon jetzt entgegen.

Anton Hankel,
Gastwirt und Fischteichbesitzer."

Wie in anderen Gegenden des lieben deutschen Vaterlandes war und ist auch in der Stadt N. das Karpfenessen zu Weihnachten allgemeiner Brauch. Anton Hankel, der Gastwirt und Fischzüchter, machte mit seinen Karpfen daher zur Weihnachtszeit stets gute Geschäfte. Sein großes, behäbiges Wirtshaus lag ganz nahe bei der Stadt an dem großen Teich oder vielmehr kleinen See, der zu seinem Besitztum gehörte, sowie auch ein anmutiger, schattiger großer Garten, welcher zur Sommerzeit viel besucht wurde.

Weit und breit gab es keinen anderen so günstig gelegenen Fischteich. Dies hatte zur Folge gehabt, daß einige leidenschaftliche Angler von Hankel Erlaubniskarten zum Angeln gekauft hatten. Die Fische, welche sie fingen und selber behalten wollten, bezahlten sie noch besonders; die anderen behielt der Wirt für seine Küche oder verkaufte sie in der Stadt, wo es ihm nie an guten Kunden fehlte.

Auch Bertram Himly war dem Angelsport eifrig ergeben und besaß eine solche Erlaubniskarte, für die er zehn Mark bezahlt hatte. Während seines langjährigen Aufenthalts in Südafrika, wo er auch seine Reichtümer erworben hatte, war das Angeln in seinen Mußestunden immer seine liebste Erholung gewesen, und auch nach seiner Rückkehr in die Heimat hatte er diesen unterhaltenden Zeitvertreib fortgesetzt.

„Also am Dienstag ist der große Fischzug draußen bei Hankel," murmelte er. „Gut, daß ich das erfahre. Wenn das Wetter so mild bleibt, will ich doch am Montag nachmittag zum letztenmal in diesem Jahre dort mich mit dem Angeln vergnügen und mir einen Prachtkarpfen zum Feste selber angeln."

2.

Die Kunde von Himlys Freigebigkeit verbreitete sich rasch in der ganzen Stadt; trug doch Elsner die Thatsache, welche er schwarz auf weiß auf dem Sammelbogen hatte, triumphierend und des edlen Spenders Lob ausposaunend, überall umher. Bald erfuhr davon auch die Witwe Melchert und deren Tochter Laura, die nahe der Severinstraße in einer ärmlichen Hofwohnung lebten. Das Gerücht hatte die Gabe inzwischen verzehnfacht, wie das ja stets so zu gehen pflegt.

„Also tausend Mark hat er für fremde Kinder übrig, und dich und mich läßt er im Elend, uns will er nicht helfen!" seufzte mit einiger Bitterkeit Frau Marie Melchert, eine verhärmt und blaß aussehende Dame, indem sie einen Augenblick von ihrer Näharbeit aufblickte.

Ihre zwanzigjährige Tochter Laura meinte schüchtern: „Das kommt daher, weil du ihn einst verschmähtest. Aber dennoch hattest du recht, tausendmal recht, Mama."

„Wer konnte ahnen, daß das alles sich so fügen würde?" murmelte leise und düsteren Sinnes die blasse Witwe.

Einst war sie wohlhabend gewesen, nun gänzlich verarmt. Sie und ihre Tochter ernährten sich durch Feinnähen und Sticken. Das ist aber bekanntlich nur ein kümmerlicher Erwerb für verarmte Damen, die vordem bessere Tage gesehen haben.

Bertram Himly und seine Base hatten einander einst geliebt und sich auch miteinander verlobt. Er war damals sehr arm, sie aber hatte wohlhabende Eltern, welchen die Neigung der Tochter gar nicht angenehm war. Dann gab es Zerwürfnisse und Mißhelligkeiten zwischen den Liebenden; Bertram, ein Bruder Leichtfuß, hielt sich nicht so, wie es hatte sein sollen, und eines Tages hob Marie, von den Eltern dazu angeregt und auch selbst von gerechtem Unwillen erfüllt, das Verlöbnis auf.

Vergebens suchte Bertram, der das schöne Mädchen wirklich liebte, die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Es war völlig vorbei, das mußte er zu seinem größten Schmerze einsehen. Da verließ er mit Groll und Grimm im Herzen die deutsche Heimat und ging nach Südafrika, wo er für lange Jahre verscholl. Marie aber heiratete bald nachher einen jungen vermöglichen Kaufmann.

Launenvoll ist das Schicksal. Ihr Gatte verlor zur Zeit der letzten großen Handelskrisis sein ganzes Vermögen und auch das seiner Frau. Dann erschoß er sich in der Verzweiflung, seine Frau und seine Tochter in Armut und Not zurücklassend.

Etliche Jahre vergingen seitdem. Da kam zum Erstaunen aller Leute, die ihn früher gekannt, plötzlich Bertram Himly aus Südafrika zurück, und zwar als schwerreicher Mann. Aber um die frühere Geliebte kümmerte er sich nicht mehr, und diese war zu stolz, sich bittend an ihn zu wenden.

Im Vorderhause des Gebäudes, in dessen Hofe Frau Melchert die kleine Wohnung innehatte, befand sich ein Friseurgeschäft. Der junge Gehilfe des Friseurs hieß Julius Weidner. Er war auch in der niederen Chirurgie recht geschickt, überhaupt ein kluger und gewandter Mann.

Julius liebte Laura, und die schöne Blondine liebte ihn wieder. Seit kurzem hatten sich die zwei verlobt. Beide waren leider gleich arm, und die Heirat stand noch in weitem Felde. Da hatte Frau Melchert, von ihrer mütterlichen Liebe angetrieben, es über sich gewonnen, sich brieflich an ihren reichen Vetter Bertram zu wenden: er möge doch seiner armen Nichte Laura eine kleine Aussteuer schenken und ihrem Verlobten Julius Weidner ein kleines Kapital zu mäßigen Zinsen darleihen, damit derselbe ein eigenes Friseurgeschäft anfangen könne. Aber diese Bitte war von dem reichen Manne gar keiner Antwort gewürdigt worden.

— — — — — — — — — — —

Am letzten Sonntag vor Weihnachten besuchte Julius Weidner abends seine Braut. Er war müde von der angestrengten sonntäglichen Arbeit. Dafür hatte er am Montag seinen freien Nachmittag. Denn der Montag ist bekanntlich der Tag in der Woche, an welchem die Friseure am wenigsten zu thun haben.

„Wenn das Wetter morgen nachmittag noch ebenso gut ist, willst du dann mit mir spazieren gehen?" fragte er.

„Gern," rief Laura. „Aber wohin?"

„Zu Hankel."

„Hast du etwas Besonderes vor?"

„Ja, ich muß mit ihm sprechen wegen einer Abendunterhaltung, die wir zu Anfang Januar veranstalten wollen. Du weißt ja, ich bin zweiter Vorsitzender unseres Gesangvereins geworden, und unser erster Vorstand ist erkrankt."

Danach sprachen und flüsterten sie von etwas anderem, besonders natürlich von Liebe. Laura freute sich schon im voraus auf den angenehmen Spaziergang mit ihrem Bräutigam. Daß das Wetter schön bleiben möge, war ihr einziger Wunsch. Und dieser Wunsch ging in Erfüllung. Das Wetter war prächtig am Montag nachmittag. Am blauen Himmel strahlte glanzvoll und freundlich die Sonne.

Das Brautpaar spazierte durch das Stadtthor und weiter nach dem Wirtshaus Anton Hankels hinaus.

Der Wirt, dem beide wohlbekannt waren, empfing sie zuvorkommend. Sonst waren keine Gäste anwesend.

In einer Ecke des Gastzimmers saß der kleine Max, der zwölfjährige Sohn des Wirtes, bei seinem Werkzeugkasten, emsig beschäftigt mit einer hübschen Laubsägearbeit, die er seiner Tante zu Weihnachten schenken wollte, wie er sagte.

Julius sprach über die Gesangvereinsangelegenheit mit dem Wirt, und unterdessen schaute seine Braut aus dem Fenster.

„O," rief sie plötzlich, „da steht ja mein Onkel Bertram am Teich und angelt!"

„Wie," fragte der Wirt, „ist Herr Himly Ihr Oheim?"

„Jawohl."

„Ei, da sind Sie ja so glücklich, einen richtigen Goldonkel zu besitzen, mein Fräulein."

„Ach, er ist nicht gut gegen uns!"

„Das finde ich seltsam. Ich halte ihn für einen herzensguten Mann. Das Angeln ist so recht seine Freude. Vor einer Viertelstunde ist er angekommen, um selbst einen Weihnachtskarpfen zu angeln, weil er meinte, der Fisch werde ihm dann besser schmecken." —

In der That huldigte Bertram Himly draußen am Teichufer vergnügt seinem Lieblingssport.

Noch hatte er keinen Fang gemacht. Aber jetzt endlich — jetzt biß ein Fisch an!

Die schwanke Angelrute bog sich, die zappelnde, glitzernde Beute erschien über dem Wasser.

„Das ist ein wahrer Prachtkerl von Karpfen!" murmelte entzückt der dicke Herr. „Ein Sechspfünder! Ha — heraus damit!"

Der Karpfen zappelte heftiger, sich in die Höhe schnellend. Durch eine gewaltige Kraftanstrengung kam er von dem mörderischen Haken los und stürzte ins Wasser zurück. Die schwanke Angelrute schnellte zurück wie die Sehne eines Bogens, nachdem der Pfeil abgeschossen ist, die Schnur verfing sich in einer dicht neben dem Angler stehenden Weide und riß ab. Aergerlich holte der Rentier einen neuen Haken aus seiner Tasche hervor und machte sich daran, die Schnur zu entwirren. Dabei nahm er, um die Hände frei zu bekommen, den Haken mit der daran befindlichen kurzen Seidenschnur, dem „Vorfach", in den Mund.

Wie es geschehen, konnte er selbst nicht sagen, aber Thatsache war es: bei einer ärgerlichen Verwünschung über den Unfall, die von einer heftigen Atembewegung begleitet war, geriet ihm der Haken in den Mund, und er hatte das Unglück, ihn unwillkürlich zu verschlucken. Nur die Seidenschnur hing noch aus dem Munde heraus. Mechanisch, dem ersten Schreckimpulse folgend, zog er daran. Doch da empfand er heftigen Schmerz tief unten im Schlund; der Angelhaken saß fest, er ließ sich nicht ohne weiteres herausziehen.

Bertram Himly röchelte, winkte um Hilfe. Gräßliche Angst packte ihn. Fand eine Entzündung, eine Anschwellung statt, so geriet er ja in Gefahr, elendiglich ersticken zu müssen.

Zum Glück kam die Hilfe rasch. Der Wirt und Julius Weidner sahen vom Fenster des Gastzimmers aus sein Winken und eilten herbei. Sie begriffen sofort, was geschehen war.

„Ein Arzt muß schnell geholt werden!" rief der Wirt. „Ich fürchte, da ist eine gefährliche Operation unvermeidlich."

Der Rentier stöhnte.

„Nein," widersprach Weidner, „ich kenne ein ganz einfaches und praktisches Mittel, welches schnell und sicher die Gefahr beseitigt."

„Sie können ohne gefährliche Operation den Angelhaken herausbringen?" fragte zweifelnd Hankel.

„Ja."

Fragend, fast wie flehend, sah der Rentier den jungen Mann an. Vor Angst stand ihm der dicke Schweiß auf der Stirne.

„Hören Sie, mein Herr," sagte dieser sich vorstellend, „ich heiße Julius Weidner und bin Heilgehilfe. Zufällig ist mir das sinnreiche Mittel

bekannt, das vor etlichen Jahren in Dänemark ein junger Arzt anwandte, um einem Knaben aus der Not zu helfen, der ebenso wie Sie einen Angelhaken verschluckt hatte. Er ließ eine kleine durchbohrte Kugel von etwa einem Zoll Durchmesser herbeischaffen und diese auf das Ende der zerschnittenen Angelschnur ziehen, welches dem Knaben aus dem Mund hing. Darauf verschluckte der Knabe die Kugel, welche an der Schnur herabglitt bis auf den festsitzenden Angelhaken und diesen in seinem Herunterrutschen aus dem Fleische herausdrückte. Da nun die Kugel einen größeren Durchmesser hatte als der Angelhaken, so setzte sich beim Wiederanziehen der Schnur die Spitze des Hakens in der Kugel und nicht abermals in dem Schlunde fest, und der Haken konnte nun mitsamt der Kugel ohne Gefahr behutsam herausgezogen werden.*) So wird auch Ihnen geholfen werden."

Bertram Himly nickte zustimmend. Ein Hoffnungsschimmer erhellte sein Antlitz.

„Aber wie ist schnell eine passende Kugel zu beschaffen?" fragte Hankel.

„Wir nehmen eine weiße Elfenbeinkugel aus dem Ballottierapparat des Gesangvereins," sprach Weidner. „Eine solche wird für den Zweck vortrefflich geeignet sein."

„Sie ist aber nicht durchbohrt."

„Das kann ja Ihr Sohn Max in einer Minute besorgen."

„Wahrhaftig, so geht's wirklich!"

Dann führten die beiden den Patienten ins Haus, wo er sich auf einen Stuhl setzte.

Eine weiße Ballottierkugel wurde vom kleinen Max schnell durchlocht, und zwar ganz glatt, so daß sie leicht an der Schnur herabgleiten konnte.

„Haben Sie Olivenöl bei der Hand?" fragte Weidner.

„Versteht sich," versetzte Hankel, ein Salatservice herbeibringend.

Der Heilgehilfe tauchte die Kugel in Olivenöl und zog dann die aus dem Munde des Rentiers hängende Schnur durch das Bohrloch.

„So, nun nehmen Sie die Kugel in den Mund und verschlucken Sie sie," sagte er. „Das ist ungefährlich. Die Degenschlucker auf den Jahrmärkten machen viel bedenklichere Kunststücke, und es schadet ihnen nichts."

Der Rentier befolgte diese Weisung, freilich mit einiger Anstrengung. Er fühlte, wie die Kugel hinabglitt, wie sich der Angelhaken aus dem Schlunde löste. Das Ende der Schnur hielt er selbst mit der rechten Hand fest. Jetzt zog er behutsam daran, und richtig kam die Kugel mit dem Angelhaken zum Vorschein.

„Sehen Sie wohl!" rief Weidner triumphierend. „Das Mittel hat sich bewährt, die Gefahr ist beseitigt. Oder fühlen Sie noch Beschwerden?"

„Gar keine. Mir ist ganz leicht und wohl zu Mute."

„Trinken Sie jetzt einen Schluck Wasser mit ein wenig Zitronensäure."

Auch diesen Rat befolgte der dicke Herr. Dann sprach er gerührt: „Junger Mann, Sie haben mir einen äußerst wichtigen Dienst erwiesen, mir vielleicht das Leben gerettet. Dafür bin ich Ihnen Dank schuldig. Wäre ich an dem verwünschten Angelhaken erstickt, so hätte die Mutter Ihrer Braut den Hauptteil meines Vermögens geerbt, denn nähere Verwandte habe ich nicht, und ein Testament habe ich nicht gemacht. Das ist Ihnen jetzt entgangen. Aber Sie sollen keine Ursache haben, sich darüber zu beklagen. Bitte, rufen Sie einmal Ihre Braut her!"

Laura trat schüchtern näher.

„Mit deiner Mutter will ich mich aussöhnen, Laura," sagte Bertram Himly zu ihr. „Vergessen und vergeben soll der alte Groll sein. Vor einiger Zeit hat sie eine Bitte an mich gerichtet, die ich nun erfüllen will. Du sollst eine schöne Aussteuer und eine reichliche bare Mitgift erhalten, so daß du diesen trefflichen jungen Mann bald heiraten kannst. Das weitere darüber am Weihnachtsabend, den ich in eurem Kreise zu verleben wünsche."

„O, Onkel, wie wird sich die Mutter freuen!" flüsterte Laura mit Freudenthränen in den blauen Augen.

„Herr Hankel," sprach der Rentier weiter, „senden Sie gefälligst rechtzeitig zum Feste ein halbes Dutzend der schönsten Karpfen für meine Rechnung an die Witwe Melchert in der Krautgasse!"

„Will's bestens besorgen," versetzte der Wirt.

„Kleiner Max, komm einmal her!" rief dann der dicke Herr.

Der Knabe lief herbei.

„Du hast dich ja auch nützlich gemacht zu meinem Besten. Sage, Max, was wünschest du dir so eigentlich am liebsten zu Weihnachten?"

„Ein Fahrrad! Aber ich bekomme keins. Denn mein Vater will nicht so viel Geld ausgeben."

„Der Weihnachtsmann wird dir ganz bestimmt ein Fahrrad bringen. Ich will eins bei ihm bestellen."

„O, ich danke Ihnen!" rief freudevoll der Knabe. „Sie sind wirklich sehr gütig! Ich möchte wohl, daß Sie mein Onkel wären!"

Der dicke Rentier lachte herzlich. Gleich darauf verließ er mit Laura und Julius Weidner das Gasthaus.

Frau Melchert war begreiflicherweise äußerst erstaunt, als sie von Laura und Weidner erfuhr, was sich zugetragen hatte. Kurz darauf kam auch Himly selbst, und es fand eine völlige Aussöhnung statt.

Dann sprachen sie noch vieles miteinander. Von ihren Leiden und Sorgen erzählte sie, er von seinen Abenteuern in Südafrika.

„Zum Weihnachtsabend komme ich zu dir, Marie," sagte er. „Ich will Laura und ihren Verlobten dann glücklich machen. Dir setze ich eine Jahresrente von zwölfhundert Mark aus, so daß du sorgenlos fortan bei deiner Tochter Laura leben kannst. Hier ist einstweilen eine kleine Beihilfe zur Weihnachtsfeier."

Er drückte ihr auf zarte Weise eine Geldrolle in die Hand, welche fünfhundert Mark in Goldstücken enthielt.

So war das Glück denn nun eingekehrt in die ärmliche Hofwohnung in der Krautgasse. Und zu Weihnachten sollte es noch besser kommen.

Schnell vergingen die wenigen Tage, und der fröhliche Weihnachtsabend erschien mit den lichtstrahlenden Tannenbäumen, den Geschenken und all den sonstigen Annehmlichkeiten für jung und alt.

Bertram Himly beschenkte seine Verwandten reichlich, und als man unter dem Tannenbaum einträchtig bei einander stand, trat er zu dem jungen Paare und sagte: „Das Beste habe ich euch bis zuletzt aufgehoben. Dir, Laura, gebe ich zur Beschaffung einer guten Aussteuer fünftausend Mark und außerdem eine bare Mitgift von zwanzigtausend Mark zum Ankauf eines gut gelegenen Hauses, in welchem Julius sein Geschäft begründen mag. Ich selbst werde sein erster Kunde sein. Und nachdem nun alles in Friede und Freude geordnet ist, laßt uns den Weihnachtskarpfen verzehren, der die Veranlassung unserer Versöhnung geworden ist. Möge jedermann ein Glück haben, wie es uns beschieden ist, und mögen wir selbst noch oft wie heute in Frieden und Eintracht das schöne Weihnachtsfest begehen!"

*) Thatsächlich.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Auch gut! — Matthias Rauchgut war einst der beliebteste Schneider in London und zugleich ein eifriger Unterstützer armer Deutscher, die ihn aufsuchten. Einmal kam um die Weihnachtszeit ein ziemlich abgerissen aussehender Mann zu ihm, stellte sich als ein deutscher Student vor, der wegen eines Zweikampfs habe fliehen müssen, und bat ihn um Unterstützung.

„Student sind Sie?" fragte Rauchgut mißtrauisch.

„Gewiß, hier sind meine Papiere."

„Die brauche ich nicht. Wenn Sie aber Student sind, so müssen Sie Verse machen können."

„Das kann ich, geben Sie mir nur einen Gegenstand."

„Dann machen Sie mir einen kurzen Vers auf meinen Namen."

„Auf Ihren Namen? Sehr einfach:
Ihr Name, Herr Rauchgut,
Wär' ohne r auch gut!"

Rauchgut war über diese Schlagfertigkeit im höchsten Grade entzückt und geschmeichelt und maß sogleich dem Studenten einen neuen Anzug an. [D.]

Gefährliche Inserate. — „Das Geld liegt auf der Straße!" so möchte man ausrufen, wenn man heutzutage die Annoncenteile der Tageszeitungen liest. Die Angebote zum Gelderverdienen, die darin enthalten sind, erscheinen oft so verführerisch, daß man sich unwillkürlich fragt, warum die Leute, welche derartig leichte Gelegenheit zum Gelderverdienen bieten, nicht das Geheimnis für sich behalten.

In letzter Zeit sind besonders deutsche Zeitungen mit einer gewissen Sorte von Inseraten überschwemmt worden, welche in den weitaus meisten Fällen auf Schwindel hinauslaufen, wenigstens sind sie immer als solcher zu betrachten, wenn diese Inserate aus dem Ausland kommen. Französische und englische Schwindler haben neuerdings ihr Augenmerk auf Deutschland geworfen, nachdem sie im eigenen Lande mit ihren Kniffen fertig sind, und so erscheinen in deutschen Zeitungen Inserate wie:

„Guter Nebenverdienst für Herrn oder Dame. 100 Mark monatlich und mehr. Vorkenntnisse nicht nötig. Man wende sich an X. Y."

Es giebt natürlich Tausende von Menschen, denen daran liegt, ihr Einkommen monatlich um 100 Mark zu verbessern. Zahlreiche Schreiben gehen an die Adresse ab, in denen sich Leute um die Gelegenheit des Gelderverdienstes bewerben. Sie sind sehr überrascht, wenn sie auf ihren Brief eine Antwort aus London, Paris oder gar aus Rom erhalten, in welcher ihnen in einem Schreiben in recht schlechtem Deutsch mitgeteilt wird, daß es sich um sehr lukrative Geschäfte handle. Ueber deren Charakter würden die nötigen Drucksachen Aufklärung geben. Da diese aber sehr kostspielig seien, und man ja den Bewerber nicht kenne, so möge derselbe eine gewisse Summe für die Drucksachen einschicken, worauf ihm letztere umgehend zugehen würden. Sodann könne mit dem Geschäft begonnen werden. Die Forderungen für die Drucksachen variieren zwischen 1 Mark und 5 Mark; die Schwindler nehmen auch Briefmarken, wie sie ausdrücklich erklären, und natürlich bekommt derjenige, der auf diesen Leim geht, niemals eine Antwort. Einzelne Schwindler wenden auch den Kniff an, den Bewerbern vorerst einen Revers einzuschicken, den diese unterschreiben sollen. Dieser Revers besagt, daß die Drucksachen, welche dem Bewerber zugeschickt werden sollen, Geschäftsgeheimnisse seien, und daß bei einer hohen Konventionalstrafe der Bewerber niemand Einblick in die Drucksachen gestatten und ebensowenig darüber sprechen dürfe. Mit diesem Revers werden die Leute sicher gemacht. Der Bewerber glaubt, es handle sich in der That um eine sehr wichtige und geheimnisvolle Sache, und schickt vertrauensselig sein Geld ab, meist auf Wunsch der Schwindler in Briefmarken undeklariert im einfachen Brief. Er bekommt natürlich auch in diesem Falle niemals eine Antwort.

Ebenso gefährlich sind die Inserate, welche lauten: „100 bis 200 Prozent jährlich sind mit geringem Kapital zu verdienen."

Tausende von kleinen Leuten, die sich einige Groschen sauer erspart haben, freuen sich auf eine Gelegenheit, ihr kleines Besitztum zu verdoppeln oder gar zu verdreifachen. Sie schicken ihre Adresse an die betreffende Chiffre und bekommen dann ebenfalls meist aus dem Ausland die Mitteilung, daß sie vorher, ehe man ihnen die Beteiligung an dem Geschäft gestatten würde, Mitglied irgend einer Handelsgesellschaft, einer Vereinigung, einer Ge-

nossenschaft werden müssen. Der Eintritt in diese Genossenschaft oder Handelsgesellschaft ist verhältnismäßig billig. Es werden Anteilscheine schon zu 10 bis 20 Mark ausgegeben, aber erst, wenn man den Anteil bezahlt hat, werden dem Betreffenden die Statuten der Gesellschaft und die Teilnahme an den „kolossalen Geschäften“ in Aussicht gestellt. Es giebt leider auch hier wieder eine Menge von unverständigen Leuten, welche aus Habsucht und in der Aussicht auf den horrenden Gewinn diese 10 oder 20 Mark einschicken und darauf natürlich nie wieder eine Antwort erhalten.

Zuweilen wird dem Reflektanten auf seine Meldung hin auch eine andere Antwort, die in einem höflichen Schreiben besteht, in welchem der sich Meldende aufgefordert wird, eine bestimmte Summe einzuzahlen. Gewöhnlich überschüttet man den Betreffenden gleich mit ganzen Paketen von Drucksachen, in denen von den riesigen Geschäften und Erfolgen der Handelsgesellschaft, welcher das Opfer beitreten soll, erzählt wird. Diese „Handelsgesellschaft“ besteht natürlich aus dem Schwindler allein, der das Inserat erlassen hat. In den Prospekten ist von Verdiensten von Millionen die Rede. Papier ist geduldig, und die ungeheuerlichsten Lügen lassen sich darauf drucken. Es giebt leider auch für diese Schwindler Opfer. Kleine Leute, die sich ihr Geld groschenweise zusammengespart haben, lassen sich beschwatzen, Summen von 50, ja 100 Mark vertrauensvoll an diese „Gesellschaften“ einzusenden, um natürlich ihr Geld nie wiederzusehen. Die deutschen Botschaften in Paris, London und Rom haben beständig damit zu thun, mit Hilfe der dortigen Polizeibehörden nach den Schwindlern zu fahnden, welche den vertrauensseligen Deutschen das Geld abgeknöpft haben. Die Entdeckung dieser Schwindler ist aber nicht so leicht. Die Gauner lassen sich nämlich das Geld nie in ihre Wohnung, sondern postlagernd schicken, oder sie haben eine bestimmte Briefkastennummer auf der Post, und alles, was für sie eingeht, wird in diesen Briefkasten gesteckt. Aus dem Briefkasten holt sich der Gauner die Briefe und Postanweisungen heraus und erhebt bei der Post das Geld. Natürlich ist er so schlau, die Nummer des Briefkastens hin und wieder zu wechseln und bald bei diesem, bald bei jenem Postamt sich einen Briefkasten zu mieten.

Man hüte sich also vor diesen Inseraten, ganz besonders aber, wenn man darauf Antwort aus dem Ausland bekommt. Unter allen Umständen handelt es sich dann um Schwindel, und jeder Groschen, der bezahlt wird, ist verloren. [A. O. Kl.]

Das Buch der Thoren. — Kurfürst August II. von Sachsen und König von Polen hörte einst zufällig, daß ein Bewohner seiner sächsischen Residenz ein sogenanntes „Buch der Thoren“ halte, in welches alle diejenigen, welche sich stadt- oder landkundig einer Thorheit schuldig gemacht, samt dieser ihrer Thorheit aufgeführt würden. Der König war begierig, das Buch zu sehen, und man wußte es ihm zu verschaffen. Wie frappiert war er aber, als er sich selbst darin mit aufgeführt fand, und zwar weil er so große Summen an Goldmacher, besonders an Böttger, den nachmaligen Erfinder des Meißener Porzellans, verschwende. Er ließ sofort den Eigentümer des Buches zu sich kommen und legte ihm die Frage vor, wie er seine Voreiligkeit, des Königs Unterstützung der alchimistischen Wissenschaften unter die Thorheiten einzureihen, dann wohl rechtfertigen würde, wenn der Adept die Kunst, Gold zu machen, dennoch erfinde und dieses Metall wirklich liefere.

„Dann,“ versetzte ohne Verlegenheit der Gefragte, „streiche ich Eurer Majestät Namen aus und schreibe den des Adepten an die Stelle!“ [E. K.]

Wie du mir — so ich dir. — Schiller lernte in seiner Jugend Harfe spielen. Als er einmal — es war in Ludwigsburg — bei offenem Fenster übte, rief ihm sein gegenüberwohnender Nachbar, der ihn nicht sonderlich leiden konnte, zu: „Herr Schiller, Sie spielen gerade wie der König David, nur daß Sie es nicht so können!“

„Und Sie,“ erwiderte Schiller gefaßt, „reden gerade wie der König Salomo, nur nicht so gescheit.“ [E. K.]

Humoristisches.



Vielleicht.

Tochter: Mein Bräutigam hat mir heute erklärt, daß er mir keine Köchin halten will, wenn wir verheiratet sind.

Mutter: Warte es doch ab ... vielleicht kann er kochen!



Seine Sorge.

Chef (zu einem Geschäftsreisenden, den er engagieren will): Vor allen Dingen haben Sie die Kapitäne auf den Schiffen zu besuchen.

Reisender: Hm, wenn ich da nun aber hinausgeworfen werde?

Sternen-Rätsel.

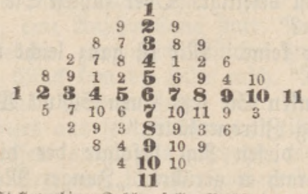


Welche heilige Stadt ist aus obigen Sternen herauszulesen?
Auflösung folgt in Nr. 1, Jahrgang 1902.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 51:

Wenn das Wort heraus ist, gehört's einem andern.

Kreuz-Arithmogriph.



An die Stellen obiger Zahlen sollen Buchstaben gesetzt werden, so daß in den einzelnen wagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1) ein Konsonant, 2) ein Lebensbund, 3) ein Fisch, 4) ein Raubvogel, 5) ein deutscher Dichter und Schriftsteller, 6) ein Familienfest, 7) ein spanischer Hafen, 8) ein Vorname, 9) ein Insekt, 10) ein Fluß in Tirol, 11) ein Konsonant.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben die sich kreuzenden Mittelreihen das Gleiche.

Auflösung folgt in Nr. 1, Jahrgang 1902.

Auflösungen von Nr. 51:

des Silben-Rätsels: Herberge (her, Berge, herber, Geber);
des Scherz-Rätsels: Schwert.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.